



Hi!

Er hat keinen Job, aber eine große Ähnlichkeit mit Adolf Hitler. Also beschließt ein Kosovare, als wandelnde Parodie Geld zu verdienen.

RUBRIK

TEXT — FRANZISKA TSCHINDERLE

FOTOS — MARTIN VALENTIN FUCHS

Hitler nippt an seinem vierten Bier und beschwert sich, dass er in den letzten Jahren zu dick geworden sei. Seine Wurstfinger trommeln auf der Hakenkreuz-Hülle seines Smartphones herum. „Zum Wohl!“, poltert er, bevor er den nächsten Schluck nimmt. Wie ein Papagei wiederholt er die Phrasen „Prost“, „Heil“, „Guten Tag“ oder „Mein Name ist Hitler“. Neben ihm sitzt sein bester Freund Hetem und zieht an einer Zigarette, im Nichtraucherbereich. Die Kellner des Restaurant Kapri stört das nicht. Andere Gäste stört das auch nicht, denn es gibt keine anderen Gäste.

Hitler kann hier einfach so herumsitzen.

Hitler hat auch so seine Probleme. Am Morgen vor dem Badezimmerspiegel, wenn er das kleine Oberlippenbärtchen zu einem Quadrat gestutzt und die strähnigen schwarzen Haare zur Seite gekämmt und mit Taft befestigt hat, werde es immer schwieriger, die Knöpfe zu schließen, sagt er. Sein fleischiger Hals verschwindet fast vollständig zwischen Kragen und Krawattenbund. Rund um den Bauch spannt das Hemd. „Wenn ich nicht bald abnehme, sehe ich irgendwann nicht mehr so aus wie er“, sagt er zu Hetem.

Hitler isst am liebsten Gegrilltes mit viel Zwiebeln. Er war mal Koch. Heute lebt er von seiner Pension. Und davon, auszusehen wie Er.



Das Kapri liegt am Stadtrand des albanischen Teils von Mitrovica. Von außen sieht es aus, als wäre es längst geschlossen worden. Der Parkplatz ist leer, die Straßenlaternen sind kaputt. Auf dem Feld daneben türmen sich ausgehöhlte PKWs und ausrangierte Elektrogeräte.

Nirgendwo im Kosovo ist der Krieg noch derart sichtbar wie in Mitrovica. Seit dem Frieden von 1999 ist die Stadt mit ihren knapp über 70.000 Einwohnern zweigeteilt. Im Norden leben Serben, die Minderheit. Im Süden Kosovo-Albaner, die Bevölkerungsmehrheit. Im Norden regiert das 216 Kilometer entfernte Belgrad eine

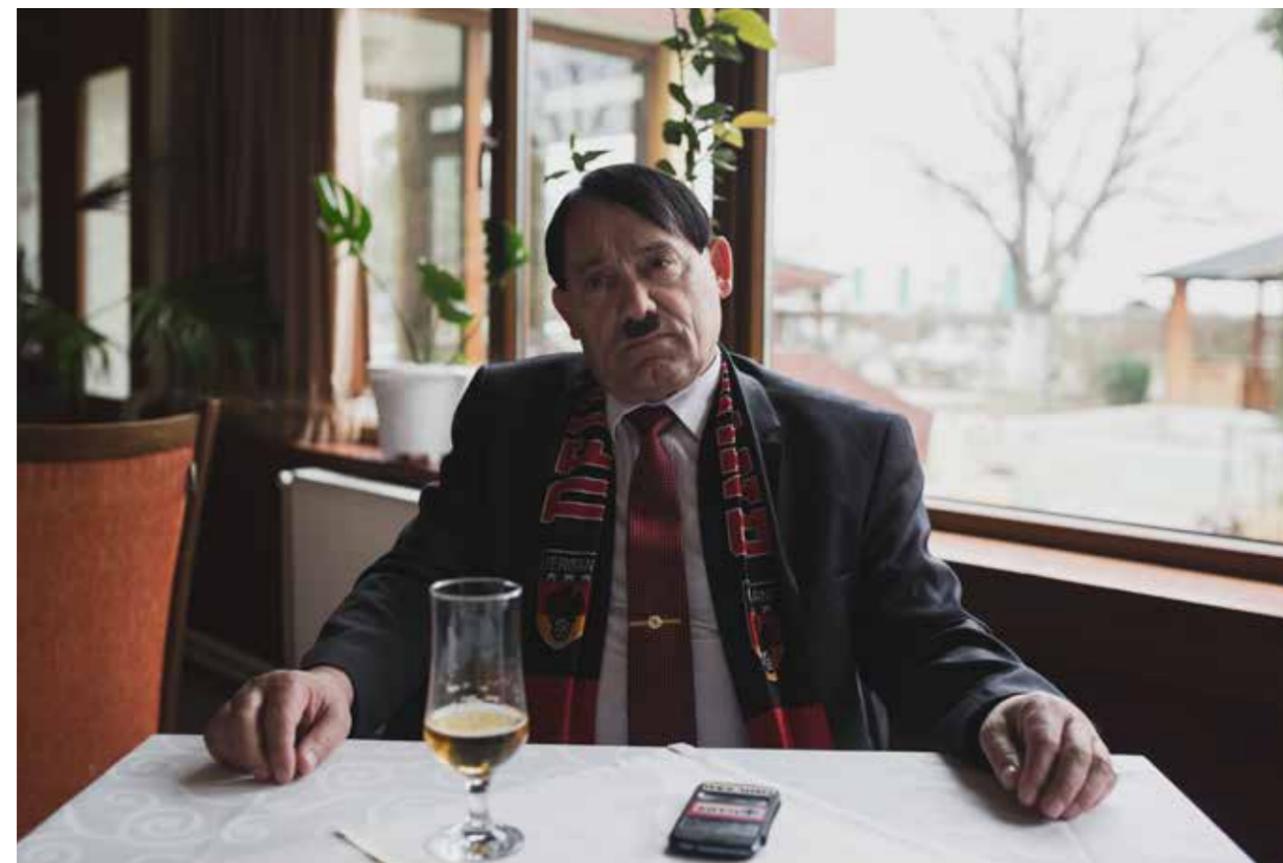
Hitler hat auch so seine Probleme. Am Morgen vor dem Badezimmerspiegel, wenn er das kleine Oberlippenbärtchen zu einem Quadrat gestutzt und die strähnigen schwarzen Haare zur Seite gekämmt und mit Taft befestigt hat, werde es immer schwieriger, die Knöpfe zu schließen, sagt er.

Parallelgesellschaft, die sich nicht als Teil des unabhängigen Kosovo fühlt. Im Süden protestieren sie gegen die politische Sonderstellung der serbischen Exklave und erinnern an das Regime Slobodan Milošević, der während der Jugoslawienkriege brutal gegen die albanische Bevölkerung vorgegangen war. Er starb, bevor der Menschenrechtsgerichtshof in Den Haag ein Urteil über ihn fällen konnte.

Hitler wohnt im albanischen Teil, und Milošević ist so etwas wie sein Ursprung. Gegen den Machthaber formierte sich in den Kriegsjahren die paramilitärische albanische Organisation UÇK („Befreiungsarmee des Kosovo“). Viele ihrer Kämpfer hatten zuvor noch nie eine Waffe getragen. Sie waren über Nacht zu Soldaten geworden. Emin Gjinovci, zum Beispiel, wurde sofort Einsatzleiter einer zehnköpfigen Kampfeinheit in den Bergen an der Grenze zu Albanien. Gjinovci hätte auch bei der Familie in Slowenien Zuflucht finden können, aber er wollte kämpfen.

Gjinovci war 39, athletisch und schlank und trug einen dunklen Schnauzer. Als er zum ersten Mal in Uniform vor seine Kampfeinheit trat, fragte einer seiner Soldaten: „Herr Kommandant Gjinovci, ist Ihnen eigentlich bewusst, dass Sie haargenau aussehen wie Adolf Hitler?“

Ab diesem Zeitpunkt wollte Emin Gjinovci nie mehr bei seinem Namen genannt werden. Er schlüpfte in seine neue Rolle. In einem Video, das während des Krieges aufgenommen worden war und später auf YouTube hochgeladen wurde, sieht



Das Ende des Krieges bedeutete aber nicht das Ende Hitlers. Im Gegenteil.

man ihn vor die Kamera treten und sagen: „Wir kämpfen mit den Waffen Adolf Hitlers. Wir sind hierhergekommen, weil wir die Serben aus dem Kosovo vertreiben werden.“

Das Ende des Krieges bedeutete aber nicht das Ende Hitlers. Im Gegenteil.

Wer heute in Mitrovica in ein Taxi steigt und „Zu den Hitlers“ sagt, erntet ein Grinsen und Nicken. Das Haus Hitlers gehört inzwischen wie die Zentralmoschee und die bronzenen Kriegerdenkmäler zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt. Ein unscheinbarer ebenerdiger Bau. „Klein, fein, aber mein“, sagt Hitler, sichtlich zufrieden, dass er wieder einen Satz auf Deutsch gesagt hat. Mit seinen weißen Mauern sticht das Haus der Hitlers aus den nackten Ziegelbauten ringsum jedenfalls hervor. Hier lebt Gjinovci mit seiner Frau und den fünf Töchtern. In Mitrovica sind sie nur als „Hitlers

Frau“ und „Hitlers Kinder“ bekannt. Den Familienvater grüßen die Nachbarn mit hochgestrecktem Arm und einem gespielt-gepressten „Heil!“. Manche sagen seit Jahren mit Überzeugung „Hi“, weil sie denken, dass man sich im deutschen Reich so und nicht anders begrüßt hat. Emin Gjinovci duldet das. Vielleicht weiß er es auch einfach nicht besser.

Überhaupt ist nicht klar, was diese ganze Inszenierung soll. Ist er ein Nazi? Ein Clown mit Hang zum schlechten Geschmack und zur Provokation? Ein Freak, der einem einfach nur leidtun kann? Und warum geht das überhaupt, dass sich da einer als Hitler aufspielen kann und sich niemand wirklich daran stört?

Hitler selbst sagt dazu so Sachen wie: „Ihr habt Hitler in eurem Herzen, aber ihr dürft einfach nicht dazu stehen“, oder „Der Feind meiner Feinde ist mein Freund“, womit er sagen will, dass Hitler ebenso wie er gegen die Serben gekämpft habe. Am liebsten spricht der dickliche kosovarische Hitler aber über seinen Erfolg: „Die Leute lieben mich, ganz besonders die ausländischen Soldaten. Sie bleiben stehen und wollen mit mir sprechen und ein Foto machen.“

Deshalb macht sich Hitler auch an diesem Montagvormittag, wie jeden Tag, auf den Weg in Richtung Zentrum. Dorthin, wo die verbarrikierte Brücke über den Fluss Ibar die serbische und die albanische Stadt nur augenscheinlich miteinander verbindet. Dorthin, wo nach wie vor die NATO-Blauhelme patrouillieren und vielleicht an einem Selfie mit Hitler interessiert sind. Um den Hals trägt er den Schal der deutschen Fußballnationalmannschaft. An seine Jacke hat er ein Abzei-



chen der SS geheftet. Seine Aufkleber gibt er in einem Copyshop in Auftrag. „Hart und Zäh“ steht auf einem davon. An einem guten Tag verdient er bis zu 200 Euro mit Touristen, Soldaten, unter denen sich auch Österreicher befinden, oder ausländischen Kamerateams.

Das Geschäftsmodell Hitler scheint gar nicht so schlecht zu funktionieren, auch wenn es in dieser Form eigentlich nur die C-Variante ist.

Dass das Ende des Krieges für Emin Gjinovci nicht auch das Ende Hitlers bedeutete, liegt vielleicht auch daran, dass es für ihn nicht wahnsinnig gut lief.

Die UÇK wurde 1999 nach den Luftangriffen und der Vertreibung der Serben von der NATO aufgelöst und entwapnet. 25.000 Mitglieder meldeten sich später als ehemalige UÇK-Soldaten arbeitslos. Sie hofften auf einen Job im Polizeikorps des befreiten Staates. Manche träumten vom Aufbau einer eigenen kosovarischen Armee, die es bis heute nicht gibt. Die ranghohen Anführer sicherten sich Jobs in der Politik und der Wirtschaft. Einer davon, Hashim Thaçi, ist heute Präsident und verhandelt mit Brüssel über den Beitritt des Kosovo zur EU.

Emin Gjinovci fand keinen Versorgungsjob im öffentlichen Dienst. Er versuchte es in der Privatwirtschaft und eröffnete in Mitrovica ein Restaurant. Er nannte es „Hitler“. Es gab dort – Piz-za. Und so viele Nazi-Devotionalien, dass zwei

französische KFOR-Soldaten irgendwann drohten, das Lokal zu schließen. Hitler taufte es daraufhin in „Hi Life“ um, schon bald ging es in Konkurs. Eine andere Beschäftigung suchte er dann gar nicht mehr. Stattdessen bastelte er sich einen folierten Fake-Ausweis mit den Daten Hitlers. „Geboren am 20. April 1889 in Braunau am Inn, Österreich-Ungarn“ steht darauf. Er sagt, er habe „Mein Kampf“ gelesen, zuerst auf Serbisch, dann auf Albanisch. Auf seinem tatsächlichen Ausweis machte er sich irgendwann gar nicht mehr die Mühe, sein Bärtchen zu verstecken. Nur wenn er seine älteste Tochter in Deutschland besucht, lässt er sich seinen Bart wachsen, um keine Probleme zu bekommen.

Im Krieg war Gjinovci dreimal angeschossen worden, später musste er operiert werden. Er zieht an seinem fleischigen Ohr, das eingerissen wurde, zeigt auf seinen Rücken, wo er noch eine Narbe hat. Heute bekommt er 350 Euro Entschädigung im Monat. In einem Land ohne Sozialsystem ist das kein schlechtes Einkommen. Aber Gjinovci hat fünf Kinder und eine Frau zu ernähren. Und er will das einzig und allein als Adolf Hitler tun. Irgendwann müssen die großen Produktionsfirmen in Hollywood einfach auf ihn aufmerksam werden, sagt er. Oder Hillary Clinton.

Das Geschäftsmodell Hitler scheint gar nicht so schlecht zu funktionieren.

„Am Ende geht es bei diesem Mann nur um Geld, mehr nicht“, sagt Alban Muja. Er sitzt im „Dit' e Nat“, dem Hipster-Treffpunkt in der kosovarischen Hauptstadt Pristina. Der 35-Jährige trägt eine Sonnenbrille, obwohl es bewölkt ist, einen leicht angegrauten Vollbart, hochgekrempelte Skinny Jeans und eine wollene Trachtenjacke über seinem weiten Malerhemd. Immer wieder springt er auf, um jemanden zu begrüßen. Leute blicken zu ihm herüber, weil sie ihn aus der Zeitung kennen. Als Visual Artist fliegt er um die Welt. Ein Wunschtraum für seine Generation, die einzige am Balkan ohne liberalisierten Zugang zu Visa.

Alban Muja hat 2013 einen Dokumentarfilm über das Leben des kosovarischen Hitler gedreht. Titel: „Germans are a bit scared of me“.

Als Muja Gjinovci auf ein Filmfestival mitnimmt, weckt er dessen Liebe für das Rampenlicht. „Ich bin auf die Bühne gegangen und alle haben mich bejubelt“, schwärmt Gjinovci heute. In seiner Welt

war es der erste Schritt vor dem großen Durchbruch und Alban Muja ist so etwas wie sein erster richtiger Manager.

Muja hingegen muss sich oft anhören, Hitler eine Plattform zu bieten, die er nicht verdient hat. Im Gegensatz zu den lokalen Boulevardmedien, die seit Jahren über den Mann aus Mitrovica berichten, hat seine Dokumentation englische Untertitel und ist auf Vimeo streambar. So ist man im Ausland auf „Kosovos Führer“ aufmerksam geworden. Hitler wittert Geschäft. Er verlangt heute noch höhere Preise. Ein Hausbesuch kostet Journalisten bis zu 200 Euro.

Kritiker von Mujas Doku finden, dass sein Film Hitler in dem Gefühl bestärkt, etwas Besonderes zu sein. Muja habe sich nicht kritisch genug damit auseinandergesetzt, Gjinovcis Parodie verharmlose Hitlers Taten, auch wenn er seinen Antisemitismus strikt ablehnt. Muja hingegen sagt, sein Film sollte vor allem aufwühlen. Die Frage, ob dieser Mann verrückt, besessen oder sogar gefährlich ist, lässt er unbeantwortet.

Im Kapri sind Hetem und Hitler auch Stunden später noch die einzigen Gäste. In der Nacht davor wurden hier die Oscars ausgestrahlt. Kosovo war mit einem Kurzfilm über die Freundschaft eines Albaners und eines Serben während des Krieges nominiert. Im ganzen Land traf man sich deshalb zum Public Viewing in den Lieblingsbars. Politiker posteten Selfies und sprachen von einem historischen Moment. Wie sonst nur im Fußball fieberte man für den Kosovo mit. Und jeder hoffte, dass am Ende der Nacht die Welt für einen kurzen Moment auf den Kosovo blicken würde.

Und einmal werde er auf dieser Bühne stehen – so stellte sich das Hitler an diesem Abend vor.

